

Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 5 (1929)

Artikel: Alfred Huggenberger
Autor: Suter, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-700198>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Alfred Huggenberger.

Eine Studie von Dr. Paul Suter.

Zwischen dem Unterlauf der Thur und der Töss dehnt sich ein wohlbebautes Land mit fruchtbaren Ebenen, sanften Erdwellen und anmutigen Wald- und Rebenhügeln, hinter denen sich schmucke, noch nicht durch moderne Stillosigkeiten verunstaltete Dörfer verbergen. Schmale, langgestreckte Ackerstreifen wechseln mit saftigen Wiesen, zwischen Obstbäumen lugt ein einsames Bauernhaus hervor, und nachbarlich reiht sich Feld an Feld wie in einem demokratischen Gemeinwesen; selten geht das Einzelne in einem grossen Gehöfte auf, und vergebens sucht man jene bäuerlichen Fürstentümer, die den Stolz des Emmentals ausmachen. Hier ist das Reich des alemannischen Kleinbauern, der mit ruhiger Energie seine karge Scholle bebaut und halb sehnsüchtig verlangend, halb überlegen lächelnd aus seinem traumstillen Dasein in die laute, betriebsame Welt hinausschaut. Hier ist eine Welt der Idylle, und alles menschliche Geschehen, das sich hier abspielt, erhält seinen Masstab durch diese Umgebung. Eine zähe Tüchtigkeit, ein praktischer Sinn, ein selbstverständliches Hinnehmen der täglichen Pflichten, eine gewisse Bedachtsamkeit und Nachdenklichkeit, die doch einen heitern Sinn und die Freude am volkstümlichen Witz nicht ausschliesst, das sind die Grundzüge dieses Volksstammes, dessen Leben seinen gemessenen epischen Gang geht, nur in aussergewöhnlichen Augenblicken dramatische Bewegung erhält und selten sich zur Tragödie steigert. Hier lebt und schafft der Bauer und Dichter Alfred Huggenberger, aus diesem helläugigen Völklein ist er hervorgegangen, zu ihm fühlt er sich zugehörig, und sein Bild verbindet sich mit seiner Umgebung zu einer so harmonischen Einheit, dass man sich ihn nirgends als gerade hier denken möchte.

Eine starke Stunde südwestlich von Frauenfeld, aber 100 Meter höher als die Thurebene, liegt der einsame Hof Bewangen, wo Huggenberger am 26. Dezember 1867 als viertes von acht Kindern, von denen zwei jung starben, zur Welt kam. Schon seine Vorfahren waren Kleinbauern und nach Ausweis des 1585 beginnenden Pfarrbuches von Gachnang mindestens seit dem 16. Jahrhundert auf den Höfen Bewangen und Samuelsgrüt ansässig. Der Grossvater väterlicherseits schaffte den grössten Teil des Jahres in einer Fabrik und machte noch mit siebzig Jahren zweimal täglich den stündigen Weg nach dem thurgauischen Islikon. Die Arbeit auf seinem Bauerngütchen, besonders diejenige im Weinberg, wurde fast ausschliesslich durch die Frauen besorgt. Er war eine rechte Frohnatur;

sein Enkel, der ihm ans Herz gewachsen war, hat das Bild des gern zu Spässen aufgelegten Mannes lebendig bewahrt, obschon er beim Tode des Grossvaters erst sechs Jahre zählte.

Der Vater des Dichters schaffte zuerst als Knechtlein da und dort, später in der Färberei und Druckerei Islikon. Als er sich mit fünfunddreissig Jahren verheiratete, gab er die Fabrikarbeit auf und widmete sich ganz der Bewirtschaftung des inzwischen angewachsenen Heimwesens, jedoch mit nur bescheidenem Erfolg. Die Mutter, die aus dem im benachbarten Elgg ansässigen Bauerngeschlechte der Büchi stammte, gehörte zu jenen starken, klugen und gütigen Frauen, wie sie uns aus Gottfried Kellers und Gotthelfs Lebens- und Dichterkreis so mannigfach vertraut sind; ihr Leben lang waltete sie als der gute Geist der Familie, legte überall selber Hand an und bewahrte doch in aller Mühsal das fröhliche Herz und den gesunden Lebensmut, die uns aus dem Wesen und Dichten des Sohnes so erquickend anschauen. Sie wandelt in verschiedenen Gestalten durch seine Erzählungen und hat vor allem der prächtigen Frau Esther im «Acker am Herrenweg», sowie auch der wackeren Frau des Zeigerhanniss manche Züge geliehen. Aber wir begegnen ihr auch in der Lyrik, und ein Gedicht wie «Leise Stunde» zeigt deutlich genug, wie untrennbar ihr Bild mit der Erinnerung an seine Kindheit verwachsen ist:

Was willst du mir denn sagen,
Du grüner, lachender Frühlingstag?
Die muntern Drosseln schlagen
Wie trunken nah im dunkeln Hag.
Mein Acker scheint zu träumen,
Ganz still ist's unter den Bäumen,
Ich hör' der leisen Stunde Schlag.

Sie kommt mit jedem Lenze,
Steigt auf wie ein versunken Gut,
Fern an der Kindheit Grenze
Wand' ich in treuer Augen Hut.
Ein Duft liegt über den Weiten,
Die heimlichen Glocken läuten:
Du hast es gut, du hast es gut!

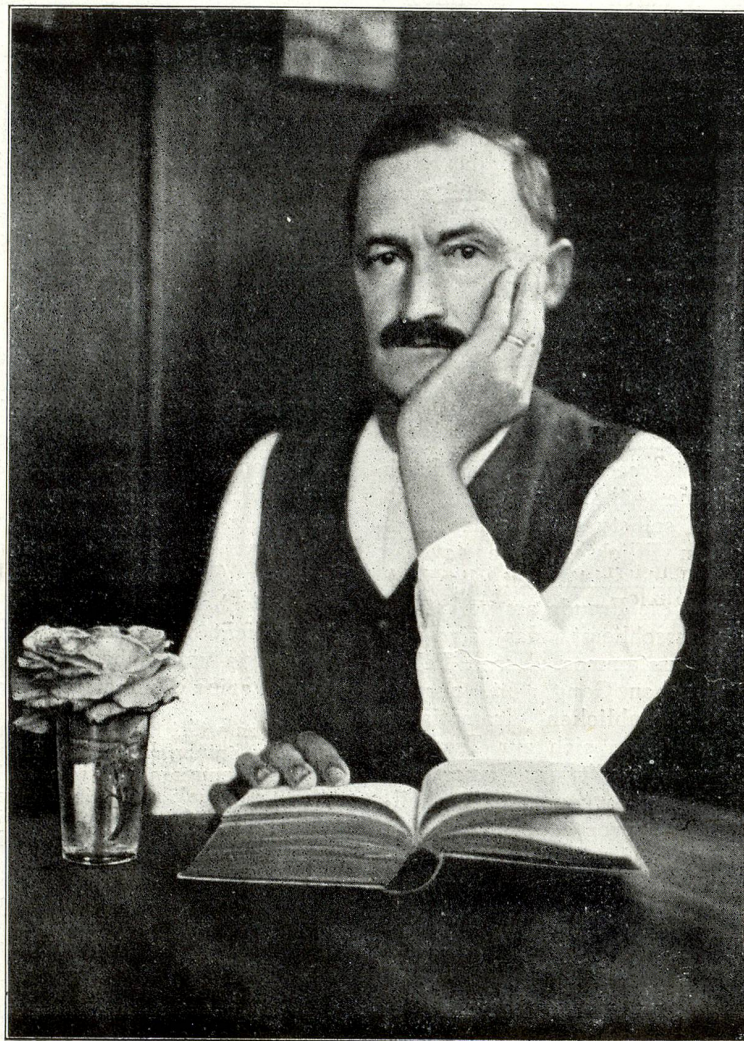
Ich seh' der Mutter Hände,
Verwerkt und hart — und doch so weich!
Sie müht sich ohne Ende
Und gibt und gibt und bleibt doch reich.
In Ackers Grund geborgen
Schläft ihr Segnen und Sorgen
Und macht ihn mir zum Märchenreich.

Auch der Sohn lernte früh sein Brot im Schweisse seines Angesichtes essen, liess aber darob den Kopf nicht hängen. Nachdem er die Primarschule in Gachnang verlassen, legte er tapfer mit Hand an bei den bäuerlichen Arbeiten. Den schmerzlichen Verzicht auf den Besuch der Sekundarschule überwand er durch die Arbeit und

die Freude an Feld, Wald und Wiese, wobei ihm sein heiteres Naturell, wohl ein Grossvatererbe, treulich half. Es mögen dennoch schwere Augenblicke für ihn gewesen sein, wenn er weniger Begabte zur Schule ziehen sah, die ihm verschlossen blieb.

Seine Feierstunden füllte er mit Zeichnen und Malen aus, wie Gideon Reich in den «Bauern

im «Maitli-Christoffel» mit köstlichem Humor dargestellt. Als sich aber dem Siebzehnjährigen durch Vermittlung eines alten Lehrers die Kantonsbibliothek in Frauenfeld öffnete, da war das Glück bei ihm nicht kleiner als einst beim «Armen Mann im Toggenburg», dem Weber Uli Brägger, genannt «Näbis-Uli», als er Mitglied der «Moralischen Gesellschaft» und Teilhaber an ihren Bü-



Alfred Hünzgenberger.

von Steig», oder er frönte einer unbändigen Leselust, wobei er auch gelegentlich einen der endlosen Lieferungsromane verschlang, wie sie damals massenhaft kolportiert wurden. Seine gesunde Natur nahm an solcher Schundware keinen Schaden, er lehnte sie auch bald ab. Wohl aber er hat solche Erlebnisse später mehrmals, z. B.

cherschätzen wurde. Der Bauernsohn stürzte sich hungrig in das Studium geschichtlicher und kulturgeschichtlicher Werke, begeisterte sich für die Vergangenheit seines Volkes und baute in mächtig erwachtem Schaffensdrang eine Reihe historischer Dramen: «Der letzte Landenberg», «Der Bauernkönig» (Niklaus Leuenberger, der Führer

im schweizerischen Bauernaufstand 1653) u. a. Wie ernst es ihm mit seinem jungen Dichtertum war, erhellt daraus, dass er drei Jahre lang alle seine freien Stunden an die Bearbeitung dieses Dramas wandte und dafür über zwanzig Bände geschichtlichen Inhalts durcharbeitete.

Der heitern Muse huldigte er in zahlreichen Schwänken und mundartlichen Lustspielen, die er mit gleichgesinnten Freunden in irgend einer Wirts- oder Schulstube zum Ergötzen der Nachbarn aufführte. An die zwei Dutzend dieser anspruchslosen Stücke sind im Druck erschienen, und namentlich die neueren erfreuen sich der Gunst geselliger und theaterlustiger Kreise. So kunstlos und unreif dieses dramatische Schaffen war, so war es doch damals für ihn ein unschätzbares Mittel, der Enge des Alltags zu entfliehen und seinen Träumen Gestalt zu geben. Allfällige kritische Stimmen aus der Umgebung beschwichtigte der verständige Vater mit dem entschuldigenden Urteil: «Die junge Dummheit muss irgendwo ein Loch finden, wo sie hinaus kann, sonst könnte sie nachher grösseren Schaden tun». Er selbst sagt in einer humorvollen Rückschau «Der Aufbruch nach Nütingen», über diesen jugendlichen Drang nach den weltbedeutenden Brettern: «Theaterspielen! Wer hätte nicht einmal in junger Zeit die heisse Lust im Herzen verspürt, selbstherrlich den engumzirkten Lebenskreis zu durchbrechen und den unmöglichsten Möglichkeiten plötzlich Form und Dasein zu geben: Seht, das bin ich! Alles andere war eine armselige Fabel! Ich bin ein Graf, ich habe vier Reitperde im Stall! Ich bin ein Wohltäter, ich verschenke Tausende, das ist so eine kleine Grille von mir . . .»

Als er jedoch 1896 nach dem Tode des Vaters selbst den Hof übernahm, das Besitztum vergrösserte und sich eine starke Schuldenlast aufbürdete, in harter Arbeit die sumpfigen Wiesen entwässerte und in fruchtbares Land umwandelte, da musste das Fabulieren für einige Zeit zurücktreten, und der Ernst des Lebens reifte den Menschen wie den Dichter. Denn Huggenberger war schon damals wie heute noch

ein Bauer von echtem Schrot und Korn, und die Achtung, die ihm seine Dorfgenossen entgegenbringen, ist vielleicht mehr dem Bauern als dem Schriftsteller zugedacht. Wie wenig die Kunst in diesem Kreise gilt, wenn sie nicht mit Arbeit und Lebenstüchtigkeit gepaart ist, wird deutlich an dem Wort des Zeigerhanniss in den «Bauern von Steig»: «Dein Vater hat geigen können, aber die Mutter schaffte stark und starb daran.»

Der gesellige Zug jedoch, der seiner beweglichen und heiteren Natur eigen ist, ging ihm nie verloren. Manchen Bauernsonntag hat er mit Freunden auf frischer Wanderung, später, als der Kavallerist ein eigenes Pferd im Stall hielt, auch in fröhlichem Ausritt in die Nachbardörfer genossen. Dem gesunden, in frischer Landluft gekräftigten jungen Menschen mochte damals gar oft zu Mute sein, wie es in seiner «Tanzweise» heisst:

Und wo gehn wir, wo gehn wir am Herrensonntag hin?
Die Wiesen sind mit einemal so wunderbar grün,
Der Liebegott, der lacht mit dem ganzen Gesicht:
Ei seht ihr meine Mädels mit den Gelbzöpfen nicht?

Der Liebgott, der hat es gar trefflich gemeint,
Dass alleweil von früh an die Tagsonne scheint,
Dass gleich auf jedem Apfelbaum ein

Finkenmann pfeift, —
Jetzt möcht' ich halt nur wissen, wo der Glückshas läuft!

Und wie soll's denn, wie soll's denn im
Himmelsgarten sein?
Stehn siebentaused Heilige im Wachskerzenschein,
Sie geigen und harfen, der jüngste, der träumt:
Ei — hab ich drunt' im Erdenland viel Liebes versäumt!

Ländliche Tanzfeste und Schlittenvergnügen, oder die lachende Geselligkeit beider Geschlechter bei den abendlichen «Lichtstubeten» versäumte er ebenso wenig wie den dörflichen Vereinsgesang oder später die Pflichten der verschiedenen Gemeindeämter, die er sich willig aufladen liess. Und dass er vor sein Haus in Bewangen ein Wirtshausschild hing, geschah sicher nicht aus blosser Profitthunger. Welch ergiebiges Feld für den werdenden Bauernschilderer! In Arbeit und Vergnügen hat er sein Volk gesehen, Leid und Freude mit ihm geteilt, in

Modehaus Union

Jak. Rutishauser, Kreuzlingen

Hüte, Mützen,
Schirme, Wollwesten
für Damen und Herren

Sweaters, Pullovers, Handschuhe
Damen- und Herrenwäsche etc.
in grosser Auswahl preiswürdig

CARL MANZ

Kreuzlingen

Eisenhandlung, Haushaltungsmagazin

SPEZIALITÄT:

ALUMINIUM

Hauptstrasse

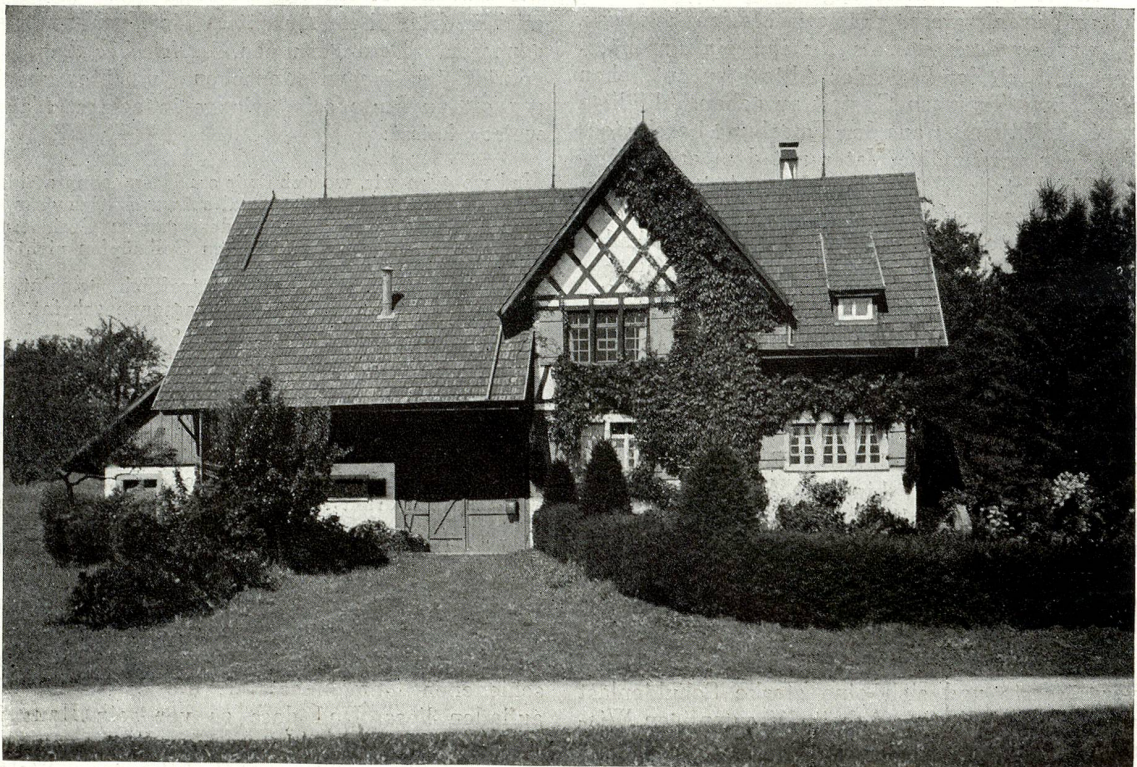
Telephon 3.24

mancher vertrauten Stunde ihm tief ins Herz geschaut und Geheimnisse erlauscht, die einem Fremden ewig verborgen bleiben.

Als er 1903 einen eigenen Hausstand gründete, wurde ihm die Frau, die er in sein Heim führte, eine verständnisvolle Gefährtin und erfüllte sein Haus mit einem sonnigen Glück, dessen Widerschein dankbar aus seinen Gedichten leuchtet:

Du trägst mit mir des Tages Fron,
Die graue Sorge ist dein Lohn,
Du hältst in Not und Ungemach
Das Licht in meiner Seele wach.

sein Recht verlangte, verkaufte er 1908 sein beschwerliches Gut, dessen Viehstand allmählich auf dreissig Stück angewachsen war, und erwarb sich in dem nahen thurgauischen Gerlikon ein kleineres Besitztum, das er nun allein bewirtschaftet, ohne jedoch der Versuchung, durch gelegentlichen Zukauf von Wiesen und Waldbeständen sich neue Arbeitslasten aufzuladen, völlig zu entgehen. Hier hat er sich in einer anmutigen Hügellandschaft, mit freiem Blick auf die Berge, ein schlichtes, wohnliches Heim gebaut, das wie das Stelzenhöflein in den «Bauern



Alfred Huggenbergers Heimwesen in Gerlikon

Tapfer trug sie mit ihm das schwere Unglück des Jahres 1904, da sein Haus infolge böswilliger Brandstiftung ein Raub der Flammen wurde und nicht nur der ganze Hausrat, sondern auch alle seine literarischen Arbeiten, eine Menge kleiner Skizzen, Schilderungen, Entwürfe, die Früchte langjährigen, mühsamen Ringens, zu Grunde gingen. In der Schreckensnacht schenkte sie ihm ein Töchterchen, das munter gedieh und als einziges Kind der Augapfel seiner Eltern wurde.

Huggenbergers energische Natur bewahrte ihn vor Mutlosigkeit; er fing von vorne an, baute sein Haus neu auf und setzte seine schriftstellerische Tätigkeit mit gereiftem Verständnis fort. Als der Dichter in ihm immer unabweislicher

von Steig» so schön in der Sonne liegt. Hier sieht ihn jeder Werktag auf seinen Aeckern und Wiesen oder in seinen Wäldern bei strenger Arbeit.

Den Bürgerpflichten entzieht er sich ebenso wenig wie seiner täglichen Aufgabe; wie sehr er mit seiner Umgebung verwachsen ist und wie man seine bürgerlichen Fähigkeiten zu schätzen weiss, erhellt daraus, dass ihm im Lauf der Jahre verschiedene Aemter überbunden wurden. Nur in kargen Mussestunden spinnt er seine dichterlichen Träume, die dafür erfüllt sind von der Freude an Arbeit und Pflichterfüllung, vom Duft der Wiesen und Aecker, in denen sie entstanden sind.

Die langsame Entwicklung und späte Reife, die Huggenberger mit den bedeutendsten Schweizerdichtern, einem Gotthelf, Keller, Meyer, Spitteler gemein hat, erklärt sich bei ihm nicht allein aus dem bedächtigen Zug, der dem alemannischen Wesen, insbesondere unserm Bauerntum gemeinhin eigen ist; sie sind bei ihm noch überdies in dem Mangel an äusserem Antrieb, dem Fehlen fast jeglicher Bildungsgelegenheit begründet. Wenn es noch eines Beweises für seine innere Berufung bedürfte, sie läge schon in der unbeirrbaren Sicherheit, womit er, ohne

Dichter nur das darstellen kann, was ihm auf der Seele brennt. Waren bisher Baumbach und Scheffel seine Vorbilder gewesen, so verzichtete er jetzt auf leichtes Versgeklänge und angelesene Romantik, denn er hatte in seiner nächsten Umgebung die goldenen Schätze entdeckt, die er zu heben berufen war und für die er den einfachen und natürlichen Ausdruck suchen musste. Sein eigenstes Erleben konnte er nur in der selbstgegossenen Form darstellen. Als 1908 sein Gedichtbuch «Hinterm Pflug» erschien (bei Huber in Frauenfeld), ward der Welt ein neuer



Alfred Huggenberger, daheim im Kreise seiner Familie

irgendwie seinem Bauernberuf Abbruch zu tun, früh seine künstlerische Aufgabe erfasst und zu erfüllen strebt, mit derselben zähen Kraft und Ausdauer, die er auf die Scholle verwendet. Mit welcher beharrlichen Selbstkritik klimmt er, von keinem Führer geleitet, die steilen Stufen der Kunst hinan, mit wie viel Geduld und Besonnenheit wartet er die Zeit ab, da sein Acker die ersehnte goldene Frucht trägt. Das Bändchen fröhlicher «Reiterpoesie», das er 1890 im Selbstverlag herausgab und worin die Erlebnisse des Militärdienstes ihren Niederschlag fanden, die «Lieder und Balladen», die 1895 bei Huber in Frauenfeld erschienen, befriedigten ihn selbst nicht. Er war allmählich hinter das Geheimnis gekommen, dass Poesie Leben ist und dass der

Dichter geschenkt, und sie staunte mit Recht, dass dieser ungeschulte Bauer kein blosser Dilettant, sondern ein wirklicher Künstler war. Noch haftet zwar seinen Versen eine gewisse Schwerfälligkeit an: «Wer sich selber aus der Erde gegraben hat, dem bleibt davon ein ungelinker Gang», lautet Huggenbergers eigenes schönes Wort. Aber er hat einen untrüglichen Sinn für das Wesentliche; sein Wort überzeugt, weil es den Vorzug der Wahrheit hat. Es spricht daraus ein starkes und inniges Erleben, eine kernige Persönlichkeit, die zu ihrer Pflicht steht und jede Lebensaufgabe so ernsthaft anfasst wie den Pflug. Zwischen der Arbeit geht ein andächtiges Sinnen, ein bäuerliches Philosophieren, und daraus wächst eine reife Lebensweisheit, eine stille

Klarheit, eine sittliche Kraft und Tüchtigkeit und ein stolz-bescheidenes Selbstbewusstsein, das sich seines engen Reiches nicht schämt:

Wir Bauern, das lassen wir uns nicht nehmen,
Wir brauchen uns nicht des Lebens zu schämen,
Und sind wir Knechte der Arbeit nur,
Wir kommen dem heimlichen Glück auf die Spur.

Wir wissen, wie's der Frühling meint,
Wenn seine Sonne den Acker bescheint;
Wir hören im Wald der Käfer Gesumm,
Das Herz will singen, der Mund bleibt stumm.

Wir atmen den Ruch der Scholle ein
Und müssen wieder stille sein,
Wir wischen den Schweiß uns vom Gesicht
Und blicken ins rote Morgenlicht.

Wir Bauern schaffen mit schwerer Hand,
Wir halten Sturm und Wetter stand.
Wir sehn, wie der Hagel die Halme fällt —
Der Acker wird schweigend neu bestellt.

Wir ahnen, was die Tanne klagt,
Wenn tief im Holz die Säge nagt.
Wir plaudern mit dem jungen Baum
Und gönnen ihm den Frühlingstraum . . .

Die Natur ist diesem urgesunden Menschen und feinen Träumer ein unerschöpflicher Born genussvoller Betrachtung und Erkenntnis, die Erde, die er tritt, wird ihm teuer und vertraut ihm Dinge, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen lässt. Heilig ist ihm das Leben das er mit seiner Arbeit fördert, und auch jenes, das er wider Willen zerstören muss. Ein Mäuslein, das die Sense des Mäders verwundet, das Käfervolk, das im Grase wumselt, ein sterbender Baum im Wald, das Bäumchen, das mit mageren Früchten unbeachtet abseits steht, der Ochse, der vor dem Pfluge geht oder zur Schlachtbank schreitet, sie alle sind ihm ans Herz gewachsen, und alles Lebendige in dieser kleinen Welt umfängt ein Band der Brüderlichkeit, das der Studierstube- und Fabrikmensch nie begreifen wird. Die Erfindung moderner Technik, die Maschine, die an Stelle des alten einfachen Werkzeuges tritt, kann er nicht in gleicher Weise lieben, denn sie bringt Unruhe, entwertet des Bauern Arbeit und nimmt ihr die Poesie; aber jener falschen Empfindsamkeit, die

über der rührselig betrauten Vergangenheit die Gegenwart missachtet, verfällt er nie. Die Maschine gehört nun einmal zu den Notwendigkeiten unserer Zeit:

Rasselndes Mähmaschinentier,
Bist ein getreues Knechtlein mir.
Aber ich kann dich doch nicht lieben,
Hast so viel alten Brauch vertrieben!
Vordem ward dem Mäher sein Recht,
Keck schritt einher der letzte Knecht,
Durfte er doch mit blankem Eisen
Seine zähe Kraft beweisen.
Früh mit dem ersten Sonnenstrahl
Flogen Jauchzer durchs dämmerige Tal;
Die schweren Schwaden auf dampfendem Plan
Sprachen: «Das hat der Mäher getan.»
Jetzt muss er sich weidlich schicken,
Muss hasten und laufen, muss flicken und zwicken,
Und am End ist die Ehre klein —
Es ist keine Lust mehr, ein Mäher zu sein.

Dennoch darf ich vom Bock nicht steigen;
Das Leben zwingt uns, wir müssen schweigen.
Lärm' denn und schaff' mein harter Genoss,
Der einer starken Zeit entspross!
Wer sich mit ihrem Geist nicht verträgt,
Wird hilflos von ihr ins Grab gelegt.
Tummele dich, eiserner Knappe, gut!
Trag' ich ein blaues Band auf dem Hut,
Schwankt der letzte Wagen nach Haus,
Schmückt auch dich ein bescheidener Strauss.

Die Gedichte sind frei von jeder einseitigen Schönfärberei, und wenn auch die Schatten hinter den Lichtern zurücktreten, so werden sie doch nicht übersehen. Jener Bauerngeiz z. B., der das Tier wichtiger nimmt als den Menschen, wird durch das Gedicht «Frohes Ereignis» humorvoll ins Licht gestellt.

Diesem lyrischen Buch aufs engste verwandt ist die erquickende Sammlung «Die Stille der Felder», die bei Staackmann in Leipzig 1913 erschien. Derselbe bescheidene Kreis bäuerlichen Lebens und Denkens, derselbe stille Gang des Jahres in Arbeit und Beschaulichkeit. Doch ist der Dichter jetzt wählerischer in den Motiven und sicherer in der Prägung des Ausdruckes. Wie er jetzt den Stoff meistert und ein Stimmungserlebnis zu gestalten vermag, davon zeugen unter vielen der prächtige «Sommermorgen»,

Emil Wendel

„Zum Konsumhof“, Kreuzlingen
empfiehlt höflichst

Kolonialwaren

Rauchwaren aller Art

Drogerieartikel - Weine

Bürstenwaren und sämtliche

Waschartikel

Metzgerei und Wursterei
A. MÜLLER-FISCHER
KREUZLINGEN

Konstanzerstrasse

empfiehlt

feine Fleisch- und Wurstwaren
Spezial-Schüblinge

«Das Bäumchen» mit seiner feinen Symbolik, das zarte, oben abgedruckte, Gedicht «Leise Stunde» oder der stille «Bauernsonntag»:

Hof und Strasse sind gekehrt,
Der Sonntag träumt in den Gassen;
Er blickt hinter blanken Scheiben hervor,
In den Gärten den Nelkenflor
Grüsst und schmückt er gelassen.

Auch der Gedankengehalt ist reicher geworden, der Kreis weitet sich, Weltfragen klingen an und der Pulsschlag der Zeit wird selbst in diesem engen Winkel fühlbar. Wie schmerzliche Ahnung kommenden Menschheitselendes redet es aus dem Gedicht «Das tote Wort», worin der Heiland angesichts des überall sich aufreckenden Hasses und Trotzes der in Waffen starrenden Völker in Mutlosigkeit verfällt.

Aber die höchsten Lebensfragen lösen sich leicht für den, der gewillt ist, ein gerütteltes Mass täglicher Pflichten auf sich zu nehmen, und dem das bäuerliche «Hilf dir selbst, so hilft dir Gott» von Kindsbeinen an vertraut ist. Mit frohem Kraftgefühl blickt er jedem kommenden Tag ins Auge und vertraut auf seinen Stern:

Ein Tag ist neu erstanden,
Die Sonne steigt ins Blau,
Ihr Gold liegt auf den Landen
Und glitzert im Tropfen Tau.
Trutz, Leben! Komm, ich bin bereit
Zu Fahrt und Fest, zu Wehr und Streit!
Mein Aug' ist klar und hell mein Sinn,
Ich freu' mich, dass ich bin!

Es führen breite Strassen
In fremde Reiche hinein,
Mich wundert's ausermassen,
Wo mag mein Garten sein?
Die Sonne scheint auf Not und Heil —
Trutz, Leben! Komm, ich will mein Teil!
Ist Siegen leicht, ist Siegen schwer?
Mein Glück geht nebenher!

In dem 1923 bei Staackmann erschienen Gedichtbändchen «Lebenstreue» wird die Freude am goldenen Ueberfluss des naturnahen Lebens gedämpft durch die düstern Erlebnisse der Kriegsjahre, die in dem Abschnitt «Heimat- und Zeitgedanken» ihren Niederschlag

finden. Aus dem Schmerz über die Verblendung der Menschheit, der Sehnsucht nach Frieden, dem Mit-Leiden mit den Opfern, dem stummen Dank dafür, dass die Heimat verschont bleibt, dem Pflichtgefühl gegen die von blutiger Geißel geschlagenen Völker erwächst die demütige Hingabe an das Schicksal, das kein Einzelnem zu wenden vermag, und ein geduldiges Harren, bis die «verschütteten Brunnen» wieder fließen.

Eines verlernt dieser Naturmensch nie: die Augen offen zu halten und wie ein Kind zu staunen vor den Wundern des Lebens, als ob er jeden Tag die Welt zum erstenmal erführe:

O süsse Wegrast, wenn du weisst,
Das heil'ge Staunen bleibt dir treu!
Noch mancher Tag ist ungelebt
Und jeder Tag ist reich und neu.

Die epische Entwicklung Huggenbergers vollzog sich wesentlich im ersten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts. 1901 konnte er in der «Neuen Zürcher Zeitung» nach zweijähriger Arbeit die Erzählung «Oelers Rose» vorlegen, die schöne Hoffnungen weckte, aber in Stil und Charakterbezeichnung noch die tastende Hand verriet. Er hat sie später umgearbeitet und unter dem Namen «Der Hofbauer» seinem ersten Erzählerband eingefügt. Ein paar Jahre scheint der Dichter zu verstummen, aber er schafft in der Stille, und in verborgenem Wachstum reift seine Kunst. Dann überraschte er uns im Herbst 1909 mit seinem «Daniel Pfund», diesem kleinen Meisterwerke der Dorfnovellistik. Welche sinnliche Fülle, welcher ursprüngliche Reichtum, welche Naivität, und zugleich welche Kraft, den Ueberschuss zu bändigen! Was hat doch der Dichter aus diesem schlichten Bauernknecht zu machen gewusst, dessen Leben sich zwischen Frühaufstehen und spätem Feierabend in dem Dörfchen Kalkacker abspielt, ein Leben voll unerfüllter Wünsche, ein Leben für andere, und doch ein Leben, das man glücklich nennen kann, weil nach schmerzlichem Verzicht ein ruhiges Vollbringen darin ist, ein treues Schaffen, der Friede ländlicher Tätigkeit, und bei aller gesun-

Spezialhaus
für Rohrmöbel und Korbwaren
Zerlegbare Kinderstühle und Stubenwagen
ALOIS OSWALD
zur Meise **KREUZLINGEN** Hauptstr.
Kolonial, Seiler und Bürstenwaren
Grosse Auswahl in rohen und gebrannten
KAFFEES
Eigene neueste Röstmaschinen
Telephon 1.47 / Elektrischer Betrieb

H. MERZ
Wirtschaft und Metzgerei
zum Ochsen
EMMISHOFEN
Feine Fleisch- und Wurstwaren
Reele Bedienung

den Sinnlichkeit doch eine sittliche Reinheit und Grösse, die diesen Charakter zu einem wahrhaft schönen macht. Wie Daniel Pfund sich der schönen Versucherin Nänni Steiner entzieht, wie er seine Liebe zu der berechnenden Alwine Merck begräbt, sich von seinem Meister verabschiedet, um in die Fremde zu gehen, einen Tag im Wirtshaus sitzt und das in Jahren ersparte Geld vertut, die neuen Stiefel auf dem Scheitstock zerhackt, dann seinen Rausch ausschläft und am andern Tag auf dem Kleeacker des Meisters wieder Hand anlegt, als ob nichts geschehen wäre, — das ist lebenswahr, so schlicht und selbstverständlich erzählt, als ob Huggenberger nie mit der Form gerungen hätte.

Noch im selben Jahr erschien die Erzählung mit fünf verwandten in dem Sammelbande «Von den kleinen Leuten», und schon nach zwei Jahren folgt eine zweite Sammlung: «Das Ebenhöch», 1914 eine dritte: «Dörfigenossen», 1915 ein breit ausgemaltes dörfliches Charakterbild: «Die Geschichte des Heinrich Lentz», 1919 der Novellenband «Die heimliche Macht», und 1926 ein ebensolcher: «Der Kampf mit dem Leben»; dazwischen die beiden Romane: «Die Bauern von Steig» 1913, und «Die Frauen von Siebenacker» 1925. Als jüngstes Buch kam 1927 der Erinnerungsbestand «Die Brunnen der Heimat» heraus. Mit Ausnahme der ersten drei Bücher und der Mundartschriften, die bei Huber in Frauenfeld, bei Sauerländer in Aarau erschienen, wurden alle von Staackmann in Leipzig verlegt.

Alle diese Bücher erzählen von derselben kleinen und stillen Welt und von den «kleinen Leuten» darin, die doch an der Hand des Dichters aus ihrer Kleinheit herauswachsen. Fern ist das Brausen und Rattern des Weltverkehrs, fern das surrende Auto und die Unruhe und nervöse Hast des städtischen Lebens. Die Zeit geht ihren gemessenen Schritt, und eine stille Weihe liegt über aller Arbeit. Man fühlt sich wohl unter diesen Menschen, die ihre gesunden Glieder im

Frühlichte baden und mit klaren Augen ihre Felder überschauen.

Freilich, einen Anteil an dieser Welt, etwas Eigenes möchten sie alle gern haben, und wenn es auch nur ein verschuldetes Höflein wäre. Die Söhne der Schuldenbäuerlein, und noch viel mehr die Eltern, schielen nach den reichen Bauerntöchtern, und auch in den Heiratsplänen der Töchter spielt der Besitz eine wichtige Rolle. Sie sind alle mit der Scholle verwachsen, und wer sie verlässt, gilt als ein Abtrünniger; den Tüchtigen zieht es immer wieder zu seinem Heim zurück. Wie ihnen ihr heimatlicher Winkel zum Mittelpunkt alles Lebens wird, zeigt hübsch der Anfang des Romans «Die Bauern von Steig»:

«Ich bin fest überzeugt, dass ich an keinem geeigneteren Ort hätte zur Welt kommen können, als just auf der Steig. Hierin unterscheide ich mich in keiner Weise von meinen Nachbarn; es gibt bei uns wenige Menschen, die es nicht als eine besonders glückliche Fügung des Himmels betrachteten, auf der Steig geboren und heimatgenössig zu sein. Fast wie eine Lächerlichkeit weisen sie den Gedanken von sich ab, dass man auch anderswo auf der Welt sich so recht innerlich geborgen fühlen könnte. Vielleicht hätte sich jeder von ihnen ein besseres Plätzchen für sein Erdendasein ausgesucht, wenn man ihn hätte wählen lassen. Aber nun sind sie da; ihre Augen sind gleichsam eingestellt auf das Dorf und den steilen Rebentempel dahinter, auf die Wiesen- und Ackerzelgen, denen jede Jahreszeit andere Farben und eine neue Seele gibt. Nicht zu vergessen den weissgetünchten Kirchturm mit dem käsbissenförmigen Dach. Es ist wirklich eine eigentümliche Sache, wie dieser Kirchturm alles, was auf der Steig lebt und schafft, mit ruhigem Ernst und mit ewiggleicher Freundlichkeit in seinen Frieden aufnimmt.

Es soll nun niemand glauben, dass wir uns aus der Welt draussen gar nichts machten oder von ihr nichts wissen wollten. Wir lesen in Büchern und in Zeitungen mit besonderer Vor-

Spenglerei und
Installations - Geschäft
JOSEPH WEBER
Kreuzlingen

Ausführung sämtlicher ins Fach
einschlagenden Arbeiten
Badeeinrichtungen
Wasch- und Closetanlagen

Otto Neuweiler

Versicherungsbureau
Kreuzlingen

Sonnenstr. 28 Telefon 7.38

Feuer-, Chömage-, Ein-
bruchdiebstahl-
Lebens- und Reise-
gepäck-
Versicherungen

Otto Neuweiler jun.

Inspektor
Kreuzlingen

Sonnenstr. 28 Telefon 7.39

Auto-, Haftpflicht-,
Fahrgäste-, Kasko-,
Einzel-Unfall-, Dienst-
boten- und Kinder-
Versicherungen

liebe von weit entlegenen Dingen und Geschichten. Wir lauschen andächtig zu, wenn uns jemand von den Vorzügen und Wundern der Fremde berichtet. Aber indem wir einander dabei verstohlen ansehen, liest jeder in den Augen des andern den selben heimlichen Beschluss: Ich bleibe halt da, wo ich bin . . .

Viele Leute werden lächeln über unsere Art. Lasst sie, werden sie sagen, es ist nicht viel bei ihnen zu holen. Ihre Herzen sind stumpf, um grosse Dinge einzulassen. Ihr ganzes Denken, all ihre arme Mühe geht wahrhaftig auf in der Sorge um Heuwetter und Viehpreise. Und ihr inniges Geheimnis sind die Speckseiten im Rauchfang.

Nein. So ganz ohne Glück und ohne Not fliesst unser Dasein doch nicht hin. Wir Bauernmenschen machen uns manchmal auch Gedanken und erleben vieles, das wir für uns behalten. Wir können mitunter seltsame Träume spinnen und ganz unklugen Sachen nachhängen, wie andre Menschenkinder, die zartere Hände haben. Wir können auch Liebe und Hass fühlen. Und wer viel allein ist mit dem Wind, mit der Sonne und mit den Bäumen, dem gräbt sich oft ein Wort oder eine Gebärde unauslöschlich ein.»

In der herben, stillen Luft der Felder kann sich die Eigenart dieser Menschen auswachsen, und der Sonderlinge und seltsamen Käuze, der Aufrechten und tannengrad oder hart und knorrig Gewachsenen sind hier ungleich mehr als in dem verflachenden und abschleifenden Getriebe der Stadt oder des Industrieortes. Zwar die grossen Charakterköpfe sind auch hier selten; dafür wachsen zu Dutzenden die kleinen, aber in sich geschlossenen Persönlichkeiten, denen es in ihrer Haut wohl ist. Sie, die sich dem Fremden oft wortkarg zeigen und einfältig stellen, weiss der Spürsinn des Dichters, dessen Herz mit dem ihrigen im gleichen Takte schlägt, aufzuschliessen. Er weiss auf ihren Gesichtern jedes Lächeln und jede Falte zu deuten; feinhörig erhört er ihre Sprache und versteht auch den Sinn, der zwischen den Worten liegt. Seine Gestalten ha-

ben darum keinerlei Studierstuben-Schmäcklein, sie sind alle in freier Luft gewachsen. Man vergleiche sie nur mit den Bauern Auerbachs und Anzengrubers, und man wird, unbeschadet der edlen Menschlichkeit und dichterischen Kraft dieser beiden bedeutenden Gestalter, doch nie im Zweifel sein, wo die grössere Echtheit ist. Näher steht Huggenberger bei Gotthelf und Rosegger, ohne dass er deswegen mit einem von ihnen verwechselt werden könnte. Etwas hat er vor allen voraus: er ist Dichter und Bauer zugleich, und jedem sachlichen Einwurf gegenüber kann er ruhig erwidern: so ist es, so habe ich es erlebt. «Es wird schon Länder und Gegenden geben», sagt er einmal, «wo gänzlich andere Verhältnisse ein Bauerntum grossgezogen haben, das von dem unsern stark verschieden ist. Ich meinerseits muss mich bei der Mitteilung meiner kleinen, eigentümlichen Erlebnisse, bei der Schilderung der einförmigen Lebensgänge meiner Weggefährten, ihrer Sorgen und Festtage, ihrer Träume und Wunderlichkeiten an das halten, was ich von mir und ihnen weiss. Die Quellen hat mir niemand trüben können. Ich bin von klein auf mit der Arbeit und mit den unendlichen Mühen und Nöten unseres Standes vertraut geworden und habe die längste Zeit härter unten durch gemusst als mir lieb war.»

Wer auch könnte, ohne unter ihnen zu leben, diese köstlichen «Hofnarren» erfinden, ihre ganze Menschlichkeit erfassen und heiligen, diese Daniel Pfund, Ferdi Kempf, Heinrich Lentz, so ganze Kerle wie den unvergesslichen Zeigerhanniss, so ergötzliche Originale wie den Maitli-Christoffel, der sein sechzigjähriges Junggesellenleben mit einem überzeitigen schäferlichen Liebesspiel ausstaffiert; den Peter Wenk, der die Totenuhr ticken hört und vor seinem vermeintlichen Ende noch schnell dem verhassten Nachbar einen Streich spielen will, aber durch seine eigene Torheit genasführt wird; den ungeschickten Werber Konrad Enderli, den Schneider Wui, den Wulkenmacher, der sein geduldig ertragenes Familienunglück als verdiente Strafe für die Sünde an seiner ersten Frau hinnimmt, in philo-

Alkoholfreies Volkshaus

Telefon 175 Kreuzlingen Hauptstrasse

empfiehlt

Mittagessen à Fr. 1.—, 1.30 u. 1.60

Abendessen nach der Karte

Restauration zu jeder Tageszeit. Kaffee

Chocolade, Tee, alkoholfreie Getränke.

Feines selbstgemachtes Backwerk

Jeden Sonntag Cornets

J. C. MANNHART

Telefon 2.17 Kreuzlingen b. Rebstock

empfiehlt sein Lager in:

HAUSHALTUNGS-ARTIKELN

aus Aluminium, Emaille u. verzinkt. Blech, Bestecke

Landwirtsch. Geräte, Aexte und Beile, Werk-

zeuge, Bau- und Möbelbeschläge, Eisenwaren

aller Art, Schlitten, Schlittschuhe. Eiserne

Ofen, Ofenrohre. Rasierapparate «Gilette».

Rabattmarken

sophischer Gelassenheit seine Rauchwolken dampft und in ihrem vergänglichen Spiel ein Abbild des Lebens erblickt. Nur das Leben selbst kann so verblüffend echte Züge schenken, wie wenn es von den Prätzen des Maitli-Christoffel heisst: «Ich musste diese Hände immer wieder mit dem kleinen Kopfe vergleichen, der neben ihnen sozusagen nicht in Betracht kam. Er hätte den Kopf wie einen Apfel in die Hände nehmen können»; oder wenn der «Halbwild» die Sense in weitem Bogen wegwirft, «so dass sie in einiger Entfernung mit der Spitze im Boden stecken blieb.»

Dennoch: Huggenberger ist weit davon entfernt, einen blossen Abklatsch der Wirklichkeit zu geben. Alle seine Gestalten leben, aber alle anders als in seinen Büchern, und keiner würde sich darin wiedererkennen. Der Maitli-Christoffel zum Beispiel, dem man es gewiss ansieht, dass er nach dem Leben gezeichnet ist, lebt in Wirklichkeit nicht als Knecht, sondern als hablicher Bauer. So empfängt die Phantasie Huggenbergers, wie die jedes echten Dichters, von aussen nur den Antrieb, der sie in Tätigkeit setzt, dann aber schafft sie nach eigenen Gesetzen. Angesichts des gefährlichen Reichtums an Motiven, der ihm zur Verfügung steht, verdient die straffe Hand, womit er ihn meistert, besonders in den kleineren Novellen, der Blick für das Wesentliche, die künstlerische Einsicht, mit der jeder einzelne Zug in das Gesamtbild eingewoben wird, ohne dass dem Leser diese Absicht bewusst wird, besondere Anerkennung.

Und welche Sprache reden denn seine Bauern? Etwa die Mundart? Ja, ihre Rede ist wohl mit mundartlichem Gut durchsetzt und erhält dadurch den Erdgeschmack; aber der Dichter hütet sich auch hier vor jedem Naturalismus. Seine Sprache ist weder vom Alltag noch von den Büchern entlehnt; es ist eine Sprache voll Saft und sinnlicher Frische, dabei aber von einer Glätte und Schmiegsamkeit, die kaum an die Bauernarbeit erinnert. Sie eignet sich ebenso wohl zur lebendigen Darstellung äusseren Geschehens, wie zum Ausdruck des einfältig tiefen

Innenlebens dieser Menschen. Eine Klippe für den Bauerndarsteller sind immer die Gespräche; der Dichter muss hier den Ausdruck finden, der die Stimmung rein wiedergibt, Hintergründe auf-tut, das innere Auge und Ohr öffnet, Seelentöne erklingen lässt. Das Wort muss, wenn es nicht stilllos wirken soll, die Kargheit und den gemessenen Gang haben, wie die Menschen. In welchem Masse Huggenberger diese Kunst versteht, dafür gibt es eine Menge beweiskräftiger Stellen. Man lese, wie der Wulkenmacher vom Sterben seiner Frau erzählt (S. 19); oder wie der «Halbwild», nachdem sein Lebensglück vernichtet ist, die Nachricht erhält, dass der Verdacht der Brandstiftung von ihm genommen sei, scheinbar ruhig die Sense wetzt und zu mähen beginnt: «Schön Futter, nicht wahr?» (260); wie sich die Wut des Zeigerhanniss über die Schande seiner Tochter in einem einzigen Satz entlädt: «Beim Neunuhressen, das er kaum anrührte, kam wieder eine Wut über ihn. Er blickte zuerst stier vor sich hin, die knorrigen Finger an den Tischrand gelegt. Ich sah, dass es kam. Plötzlich strich er mit einer raschen Armbewegung Mostgläser, Krug und Brot neben den Tisch hinunter. «Soll alles kabut gehen, gar alles!» — Oder die prachtvolle Stelle im «Acker am Herrenweg», wo Frau Kempf in mütterlicher Angst um ihren Sohn sich diesem vorsichtig eröffnet, ihn auf das Schiefe in seinem Verhältnis zu der von ihm heimlich geliebten Anna Schindler aufmerksam macht und das Andenken seines Vaters beschwört: «Es war sehr still in der Stube. Plötzlich richtete sich Ferdi ein wenig auf und sagte laut und fest: «Ihr müsst keine Angst haben, Mutter!» Er hörte sie leise schluchzen. «Ich wäre ja ganz verloren auf der Welt, wenn ich dich nicht mehr hätte . . .» Sie war fast unhörbar hinter seinen Stuhl getreten und verbarg ihr weinendes Gesicht an seiner Schulter. Sie nahm seine rechte Hand und legte sie auf ihr dichtes, über die Schläfen herabgekämmtes Haar. Da fiel ihm plötzlich ein, wie er ihr als Knabe oft an Sonntagen die Haare hatte kämmen und flechten dürfen, und wie sie ihn dann nachher auf den Schoss genommen und geherzt und ge-

Drogerie Eppler Kreuzlingen

empfiehlt sein grosses Lager in
Drogen, Chemisch-technischen Produkten,
Farbwaren, Lacke und Pinsel
Parfumerien Sanitätsartikel

Kaufhaus Sautter Kreuzlingen

Spezialhaus
für
Damen-Konfektion

küsst hatte. Das war lange her. Aber sein Herz verging heute wieder wie damals in Liebe und Demut vor der Mutter. Und er sagte mit selbstvergessener Zärtlichkeit: «Ich möchte Euch gern wieder einmal die Haare kämmen . . .» Sie merkte aus dem Ton seiner Stimme, dass ein kleines Lächeln um seine Lippen war. «Ja, — wir haben das ganz vergessen», sagte sie leise. «Die Mühen und Sorgen machen einen ungeschickt. Jetzt haben so schwere Dinge geschehen müssen, bis wir einander ein liebes Wort gönnen mochten.»

Diese Fähigkeit, auch im einfachen, äusserlich plumpen Menschen die Stelle zu finden, wo er sein Heiligstes verborgen hat, und diesem die Stimme zu geben, macht einen besondern Vorzug von Huggenbergers Kunst aus. Und es ist mehr als Kunst, es ist eine Sache des Herzens, ein natürliches Taktgefühl. Darum weht eine solche Reinheit durch seine Dichtung, eine friedliche Grösse und sonntägliche Stille, ein Zug von Andacht und Treue. Edelste Menschlichkeit offenbart sich nicht nur von Mensch zu Mensch, sondern auch im Verhältnis zu der Tier- und Pflanzenwelt. Gibt es etwas Reineres als die Güte des Zeigerhannis zu seinen Tieren, oder das schöne Wort des Holzschuhmachers: «Halte dich nie an einen Menschen, der den Wald nicht lieben kann.» Alles Rohe, Gemeine, Schmutzige, das doch notwendig auch in diese Umgebung gehört, ist mit feinsten Künstlerhand berührt oder wird im Hintergrunde gehalten.

Besonders feine Fäden spinnt seine Phantasie um die Frauengestalten, deren einige sich würdig neben diejenigen Kellers und Gotthelfs stellen, wie die aufrechte Frau Esther im «Acker am Herrenweg», die lebenswerte Anna Stucki, die anmutig sinnliche Nänni Steiner, die klare Hermine Inzuben, die unvergessliche Anna Wassermann in «Siebenacker». Andere sind mehr mit Erdenstaub behaftet: derbknochige Bauerntöchter wie Mettlers Anne, deren menschliche Schönheit nicht so wohl gefügt ist wie das Besitztum, das sie in die Ehe bringt, äusserlich Unterliegende wie die Frieda des ersten Romans; neben den mütterlichen Frauen voll unerschöpflicher

Güte stehen die allzu redseligen wie die Base Nänni auf der Steig, die dem Knaben sein ganzes Unglück vorschwatzt und immer endigt: «Es ist halt bloss ein Glück, dass der Bub von allem noch nichts versteht.» Nicht selten erscheinen die Frauen, die selber die Schmiede ihres Glückes sein wollen, wie die tapfere Sabine, die allen feindlichen Sternen zum Trotz den Heinrich Lentz zuletzt doch noch heimführt.

Solche Schönheit in Auffassung und Darstellung des ländlichen Lebens könnte weichlich wirken, wenn sie nicht in starkem Willen und sittlicher Tüchtigkeit gehärtet wäre. Das Leben wird zur sittlichen Aufgabe, der Geist der Arbeit waltet darin; jener Arbeit, die froh macht und den Menschen nie zur Sklaverei, sondern immer wieder an die Quellen des Lebens und damit zur Freiheit führt. Sie hält in schwerer Zeit aufrecht; «es ist gut, dass man die Arbeit hat», beruhigt einmal Ferdi Kempf seine bedrückte Seele, sie lässt ihn angesichts eines Unheils gelassen sprechen: «es ist halt nun, wie es ist.» Arbeit ist ja der Grundton auch im Leben des Dichters, und nicht umsonst feierte er 1914 die schweizerische Landesausstellung als ein Fest der Arbeit:

Fest der Arbeit, sei gegrüsst!
Missgunst muss und Neid erschweigen.
Was dein Wimpelkranz umschliesst,
Nennen stolz wir unser eigen.

Fest des Friedens — dein Gewinn
Sei das Glück erneuten Strebens!
Deiner Lehren tiefer Sinn:
Arbeit ist der Kern des Lebens.

Ueber allem ernsten und närrischen Treiben dieses Völkchens aber lacht die Sonne des Humors, der die Härten des Lebens mildert und auch in der herbsten Tragik noch aufleuchtet. Eine «Elsi die seltsame Magd» würde man hier vergebens suchen, eine so helläugige Natur wie Huggenberger verträgt sich nicht leicht mit dem Tragischen; seine dunklen Glocken erklingen nur wie eine leise Begleitung zu der hellen Lebensmusik dieses weltfreudigen Dichters, wie in der starkblütigen Erzählung «Der Acker am Herren-

Café Strauss

Emmishofen
Bernrainstrasse



*Modernes Konditorei-Café
empfiehlt sich höflich zum
Besuche.*

*f. Pariserie
Likör - Vorzügl. Weine*

J. Brüllmann

Kreuzlingen



*Glasschleiferei - Glas en gros
Spiegelfabrik*

*Kristallglas für Auto, Schau-
Fenster, Spiegel und Möbel*

weg», deren Ausgang sich doch auch weniger glücklich denken liesse, oder in der Frieda-Episode des Romans, die sich unter der Hand eines schwerblütigen Dichters unfehlbar zur tragischen Novelle entwickeln müsste.

Nicht dass dem Dichter überhaupt der Sinn für das Tragische abginge; er ist ein viel zu guter Kenner des Lebens, um seine Abgründe zu übersehen. Man denke nur an Erzählungen wie «Der Halbwild», «Mädeli», «Das Opfer». Aber er sucht das Dunkle nicht auf, und wo er es nicht vermeiden kann, liebt er es in gedämpften Farben darzustellen und wirkt damit nur umso lebensechter. Es gibt Stellen genug in seinen Erzählungen, die wie durch ein Seitenfenster Blicke in die Nachtseite des Lebens tun lassen. Er spricht sich selbst über seine Stellung zum Tragischen in folgender Weise aus:

«Diejenigen, die leichtthin sagen, ich gehe den Trostlosigkeiten des Lebens zu sehr aus dem Wege und lasse meine Geschichten entgegen der Wirklichkeit gern versöhnlich ausklingen, beweisen nur, wie blind sie meiner Menschenschilderung gegenüberstehen. Ist die Episode der Frieda nicht eine gedämpfte Tragödie? Das Leben arbeitet nicht mit Knalleffekten, da ist auch nichts konstruiert. Das Leben dämpft und ist dadurch oft noch härter, als man es überhaupt zu schildern vermag. Ich gehe den Trostlosigkeiten nicht aus dem Wege, aber ich habe auch nicht das Bedürfnis, sie so grell als möglich auszumalen. Wo es sein muss, tu' ich es unerbittlich. Es wird im Leben viel Unerhörtes, Furchtbares schweigend, langsam überlebt, überwunden. Der Baum, vom Sturm zerzaust, zum Teil geknickt, erstarkt zu neuem Kampf und Glück, er darf sich zu seinem eigenen Staunen noch einmal den Wundern der Sommernacht hingeben. Wenn ich mich freue und seinen Geschichten und Mären ebenso gern, oder lieber, lausche als dem Todesschrei des vom Wetterstrahl Getroffenen, so ist das meine Sache. Verhaltenheit, der Wille zu dämpfen, nicht grell herauszuschreien, ist mir nun einmal angeboren und geschenkt. Ich wollte nicht, dass ich besser konstruieren könnte. So

weiss ich mich dem Leben näher, wenn ich seine oft wunderbare Art, die Menschen wie an Fäden zu leiten, bestaunen und bescheiden neben ihm hergehen darf. Das Leben ist unerhört gelassen; es gleitet oft über furchtbarstes Geschehen stillschweigend hinweg, wie der Mäder weiterschreitet, der eine Ameisenstadt vernichtet hat.»

Im Mittelpunkt des äusseren Dorfbildes steht der Kirchturm wie ein gütiger Freund und väterlicher Mahner. Wie die von Siebenacker ihre Sonntagsandacht darin halten, gehört zu den schönsten Schilderungen dieser Dorfidylle:

«Drinne im altvertrauten Gotteshaus ist es kühl und still. Der Sang der Glocken dringt nur gedämpft, wie aus der Ferne kommend, herein. Die Kirchgänger, die sich einzeln und in Trüppchen efinden, begeben sich, behutsam auftretend, mit gemessenem Ernst an ihre Plätze. Männer, die sich steif und aufrecht halten und denen doch das Joch der Arbeit ungesehen auf dem Nacken sitzt. Alte Weiblein, von Sorge und Mühsal gebeugt. Mit dem Riechsträusschen in den welken Händen tragen sie gleichsam ihr kleines Leben vor sich her. Sie bringen es dem Schöpfer dar mit allen Gebrechen, mit den letzten, oft rührend bescheidenen Anliegen und Wünschen. Da ist die 85jährige Nänni Hubacher von Gugelhut, die nur noch den ersten Stockzahn ihres Urenkels Jakobli zu erleben hofft und abwarten will. Die Schochengritte nebenan, auch schon im sechs- und siebenzigsten stehend, wundert sich nach ihrer eigenen Aussage manchmal darüber, dass ihre Gedanken beim Graszetteln oder Rebenheften öfters noch bis in den Himmel hinein fliegen und wieder zurück. Sie ist nie aus dem Ackertal herausgekommen; dennoch behauptet sie unbedenklich, von dem, was sie erlebt habe, Ungutes, aber auch Gutes die liebe Fülle, könnte man drei dicke Bücher voll schreiben, und dann wüsste man noch nicht den zehnten Teil von ihr.»

Die Kirche gehört zu diesen Leuten wie die Leute zur Kirche. Aber jedes Predigen und aufdringliche Belehrenwollen liegt dem Dichter

C. Hubmann

zum Merkur, Kreuzlingen

Woll- und Baumwollstoffe, Herren- und Damenwäsche, Trikotagen und Strumpfwaren, diverse Woll- und Strickgarne, Mercerie und Kolonialwaren etc.

Musikhaus Nater

Kreuzlingen

Pianos

Harmoniums, Kleininstrumente

Musikalien

fern; alles Menschliche erscheint in der natürlichsten Form, losgelöst von den Schalen und Krusten, womit Bildung und Kultur den Kern des Daseins verhüllen. Aber die schlichte Lebensweisheit eines einfältigen Herzens und gesunden Verstandes quillt auf jeder Seite aus seiner Dichtung und gibt ihr den edlen menschlichen Gehalt, nur dass der Dichter, seiner künstlerischen Aufgabe voll bewusst, nie selbst hervortritt, sondern stets im Rahmen der Geschehnisse bleibt. So lässt er zum Beispiel, als die Bauern die Nachricht von dem tragischen Tode des «Halbwild» vernommen haben, einen von dem Feinde des Toten sagen: «Der Kläui kann auch etwas denken dabei», worauf der Schuhmacher Gräflin erwidert: «Wir alle können etwas denken.»

Man könnte die kleineren Erzählungen mit einzelnen Sonnenstrahlen vergleichen, der Roman «Die Bauern von Steig» aber sammelt sie alle wie ein Brennglas zum klaren, stillen Leuchten. Hier hat der Dichter am meisten von seinem eigenen Erleben hineingelegt. «Auch für mich», sagt er einmal, «bedeuten die im Frieden eines weltabgeschiedenen Bauernhöfchens verlebten Jugendentage einen Schatz, von dem ich mit reinem Dank mein Leben lang zehren darf.» Und wer je den arbeitsvollen Frieden des Dorfes genossen hat, dem weht etwas wie Heimweh aus diesem Buch entgegen. Das mühsame Ringen, all die Entbehrungen und Sorgen, der ruhige Takt, das Singen der Sense, die friedevoll feierliche Sonntagsstille, das frohe Lied der Mädchen, die Arm in Arm durchs Dorf schlendern, alles klingt in diesem Roman wieder; wir glauben den Duft des frischgepflügten Ackers, den Heu- und Grasgeruch zu atmen, und über allem lacht der Sonnenschein, der die Saaten reift und den köstlichen Schweiß auf die Stirne treibt. Der eigentliche Held ist nicht der Erzähler Gideon Reich, dessen Lebensgeschichte nur den Faden oder Halm bildet, an dem der Dichter die Bilder und Geschehnisse wie rote Erdbeeren aufreht, sondern diese ganze Bauernwelt, in deren Mitte der Zeigerhannis steht, eine der schönsten Bauern-

gestalten, die je gezeichnet worden sind. Nicht umsonst hat man in ihm den Vater des Dichters sehen wollen. Mag man in dem Roman die Strenge des Gefüges vermissen, mögen ihn manche zu lyrisch finden, es ist doch seit Gotthelf kaum eine Dichtung geschrieben worden, die das dörfliche Leben in seiner Gesamterscheinung mit so unbedingter Wahrheit und zugleich mit solcher menschlichen Tiefe darstellt. Das Buch ist mehr als ein Roman: es ist ein Bekenntnis in edelster Form und darum von überzeitlichem Wert. Auch seine Sprache ist gediegenste Goldschmiedarbeit und von reinem Glanz.

Der zweite Roman, «Die Frauen von Siebenacker», ist gleichsam ein weibliches Seitenstück zu den «Bauern von Steig», denn er singt dasselbe Lied, nur in einer noch feineren Tonart. Hier wie dort der Ton der Sense, der Heuduft, das Glockenläuten durch die Baumkronen, die verschwiegene Sprache der ländlichen Natur, die nur der versteht, der in diesem verborgenen Winkel heimisch geworden ist; hier wie dort die Sorgen und Freuden, der schwere Alltag und die schlichten Feste des Menschenhäufchens, das Geburt und Zufall hier zusammengewebt. Aber die Frauen beherrschen hier das Feld, und die ganze Dichtung ist wie ein Lobgesang auf ihr stilles Schaffen und Dulden. In buntem, vielgestaltigem Zuge gehen sie an uns vorüber: klare und verworrene, besitzstolze und zerarbeitete, gütige und klug berechnende, selbstsichere und in ihrer Einfalt rührende, in allen Altersstufen und in den verschiedensten Lebenslagen; und alle von einem starken starken Glauben an das Leben getragen, ob es nun schwer sei oder leicht. Und der Dorfpfarrer Gutknecht stützt dies tapfere Wesen nach besten Kräften, denn «die runzligen Grossmütter, die Männer und Frauen, die jungen Mädlein vorab, mit ihrer glückbereiten Daseinsneugier, mit ihrem Glauben, mit ihrer sündverschworenen Innigkeit, dürfen wissen, dass das Leben eine sehr lebenswerte Sache ist. Auch das Leben im Tal Siebenacker, das Gott wahrhaftig nicht ganz vergessen hat, nein, das er nach allen Zeichen seiner Liebe

E. TRÖSCH BOTTIGHOFEN

TELEPHON NR. 2.04

Spezialwerkstätte für

Autoreparaturen

Erstklassige, fachmännische Ausführung
Streng reelle Preise

sehr lieb haben muss». Eine aber überragt sie alle um Haupteslänge, und nach ihr könnte der Roman benannt sein: Anna Wassmann. Kein Leser wird sie vergessen, diese einsame, kluge, tapfere Kämpferin und Schafferin, die ohne jede Hilfe mit eigener und fremder Not fertig wird; die den verbitterten, haltlosen Mann, den in Liebeswirren schwankenden Sohn auf den rechten Weg stellt; die ihren frühen Tod, nach herrlich vollbrachtem Lebenswerk, als Sühne für ihre kleine Schuld hinnimmt und demütig ihre letzte Rechnung mit dem lieben Gott begleicht: «Es ist gut von dir gemeint, dass du mich alles allein entgelten lässtest.»

Das äussere Geschehen ist in dieser Dichtung noch mehr in den Hintergrund gerückt als im Steig-Roman, sie ist weniger Erzählung als dörfliches Stimmungsbild. Die sprachliche Form ist durchaus die Gegenwart, nicht die Vergangenheit: «es ist», nicht «es war». Durch diese Vergewärtigung werden uns die Menschen und Dinge noch vertrauter, wir leben inniger mit ihnen Tag und Stunde; ihre Schicksale steigen aus ihren Häusern und Strassen, Wiesen und Aeckern vor uns auf, und wir fühlen die Erdkraft, von der sie alle durchströmt sind, auch in uns. Wir empfinden die Unmittelbarkeit dieser Poesie, die Schlichtheit und Tiefe dieser beseelten Sprache, und sind beglückt von dem reinen Hauche, der diese stille Welt durchweht.

Wollte man alle die köstlichen Einzelheiten des Buches aufzählen, man käme an kein Ende: die alten Weiblein, die mit dem Riechsträusschen in der Hand auf dem Kirchweg gleichsam ihr kleines Leben vor sich hertragen und dem Schöpfer darbringen; die kindlichen Gespräche dieser Naturmenschen mit Wiese, Wald und Weg; die feine Natursymbolik; die Daseinsfreude, die etwa einer von ihnen den Gedanken entlockt: der Herrgott müsse eine besonders gute Woche gehabt haben, als er die Welt erschuf; das Bild, wie Elsbeth am Grabe der Mutter die in Tränen aufgelöste jüngere Schwester um den Hals nimmt: «Bis nur still — — hest, ich bin auch noch da». Ein wunderschönes Ka-

pitel: «Vom Rechnen und Lieben», erzählt, wie der kaum den Fesseln einer dörflichen Kokette entschlüpfte, seiner Gefühle noch unsichere Jüngling mit kühler Berechnung um eine tüchtige Bauerntochter wirbt, wie ihm erst an diesem Abend der Sinn für den Wert des unscheinbaren Mädchens aufgeht und die auf Achtung gegründete Liebe den Flattergeist in ihm verdrängt. Das heikle Thema ist unendlich zart angefasst, und mit tiefer Seelenkenntnis und wortkarger Kunst durchgeführt.

Ein kleiner Ausschnitt möge zeigen, mit welcher Liebe sich der Dichter in die Natur einfühlt, wie er sie vermenschlicht und uns das Herz dafür auftut:

«Das magere Föhrengehölz, das sich vom Miesschachen gegen die obersten Ackerraine des Lärchenhofes hinabzieht, hat nicht umsonst den Namen «In der Reckholderen» bekommen. Der Wacholder ist dort daheim. Das bedeutet in den Augen des Holzbauern keine Ehrenmeldung; aber das Wäldchen weiss ja auch nichts von Ehrsucht, es will gar nicht um des lieben Nutzens willen auf der Welt sein. Wenn man es nur in Frieden lässt mit seinen versteckten Rehzelten, mit seinen Fuchspfaden und dem Dachsenbau in dem kleinen verlassenem Steinbruch.

O, der Sommer spielt ihm manchmal recht übel mit! Es hat die Sonne aus der ersten Hand, sie macht sogar den Reckholderbüschen warm. Und die windfesten Föhren, die in lockerem Bestand, älter als hoch, ihre bescheidenen Nachbarn überragen und beschützen, nicht aus besonderer Gewogenheit, sondern mehr aus Standesgefühl und weil sie nicht anders können, — auch diese wetterumworbenen Föhrengreise und ihr zäher Nachwuchs schimpfen manchmal ein klein über die unverschämte Brathitze, die einem das Harz aus den Poren sauge und dazu das wenige Erdreich unbarmherzig austrockne. Da ist ihm der Herbst ein viel lieberer Geselle, wenn er auch manchmal schon mit recht unfreundlichen Winden daherfährt, mit Regengeflitz und Schlossenhagel. Aber wenn man sich

Gasthof und Restaurant
HIRSCHEN
Meßgerei, KREUZLINGEN
Feine Fleisch- und Wurstwaren



Modern eingerichtetes alld deutsches
Restaurant

Gute Küche - Reelle Weine
Vereinen, Gesellschaften bestens
empfohlen

alles Bösen versieht, so können übereins so wunderklare Oktobertage kommen, dass man zu glauben versucht ist, die Welt wolle sich nun in einem goldhellen Garten, säntflich zur Ruhe begeben. Kaum dass etwa ein müder Kläffer das Waldgras absucht und mit wenig Schritten Abstand an dem Rehböcklein vorbeischnürt, das mit gesträussten Ohren im tiefverschwiegenen Wachholdergebüsch kauert und lauert. Meister Grimbart, der Dachs, schleppt schon zur frühen Dämmerzeit die ersten Trauben aus dem Weinberg an der Merzenwand in seinen Bau. Der Weg ist ihm nicht zu weit, er lässt es sich die ganze Nacht hindurch um die süsse Kost sauer werden, redlich nach seinen Begriffen, nach denen der Bauern von Siebenacker als ein verfluchter Erzschemel und abgefeimter Bösewicht. Das Hölzlein In der Reckholderen hält es mit dem Dachs, nicht mit den Menschen. Es freut sich göttlich, wenn er jeweilen wieder mit neuer Beute wohlbehalten einfahren kann.

Selbst der Winter vermag meinem Wäldchen wenig anzuhaben. Wenn die Schneelast den Föhren zu schwer zu werden droht, geht fast jedesmal wie gerufen irgendein sachtcs Windlein auf, der sie ihm abschütteln hilft. Den Axtschlag und das Kreischen der Säge hört es zumeist nur von weitem, weil ja bei ihm nicht gar viel zu holen ist. Und dann — ach nur beileibe kein Gewinsel und Geplärr: immer wieder ist ja zur rechten Zeit der Frühling gekommen!

Der Frühling — was der da oben alles treibt! O, wer nur den zehnten Teil davon erzählen könnte! Während im Talgrund von Siebenacker und an den mitternächtigen Wiesenlehnen gegen den Höcklerwald hinauf noch kaum ein Ahnen umgeht, hat der Frühling von dem Hölzchen In der Reckholderen schon ganz und gar Besitz genommen. Er spaziert da, mit einem Kleid aus Sonnenstrahlen angetan, hin und her wie ein Prinz, der seines Vaters Reich zurückerobern will, und der sich nun in dessen erstem Bauerngarten einen Rittersporn auf den Hut steckt, um sich so mit Heldenlust und Streitmuth zu wappnen. Die Föhren und die Wacholderbüsche wis-

pern sich leise Worte zu und sind freudig erschrocken darüber, dass sie nun plötzlich reden können.

Der Frühling aber tut vor ihren Augen ganz ungescheut die merkwürdigsten Dinge. Er zündet die Seidelbastkerzen an, dass sie wie Gotteswunder aus Dickicht und Gestrüppe hervorleuchten. Er lässt seiner geöffneten Hand zwei gelbe Schmetterlinge entflattern, die nun wie trunkene Engelein auf und nieder gaukeln und vor lauter Herzstaunen gar nicht wissen, was sie mit der Herrlichkeit des Lebens anfangen sollen. Er nascht an den schwarzblauen Reckholderbeeren, die die Waldvögel wohlbedacht für ihn übrig gelassen haben. Er berührt mit seinem Stab die mageren Haselstauden, dass sie den holden Schmuck ihrer Blütenkätzchen alsogleich im Lauwinde wiegen und der gelbe Wunderstaub wie ein Opferwölklein aufsteigt.

Wen der Liebgott an einem solchen Festtag ins Reckholdernhölzlein hinaufführt, der darf es ihm danken. Und käme er mit Sorgen als mit einem Sack beladen, und hätten Fron und Misslingen die Augen seiner Seele halb blind gemacht, er atmet mit dem Hauch des jungen Frühlings unbewusst ein Fünkeln Lebensmut ein. Ja der Sack kann ihm vom Rücken gleiten, und er kann sich recken und strecken, er sieht sich übereins in allen Dingen viel besser bestellt.»

Neben solchen aus Lebenstiefen geschöpften und in die Seele greifenden Dichtungen sind eine Reihe von Nebenwerken entstanden, die man mit einem Huggenbergerschen Wort als «Ergötzlichkeiten» bezeichnen könnte; anspruchslose und doch recht originelle Einfälle, in denen Humor, Witz, Ironie, Satire in allen Farben spielen, die launig über den Ernst des Lebens hinwegzugaukeln scheinen, uns vergessen machen wollen, «dass das grosse Weltklavier nun richtig wieder mal verstimmt ist»:

Vielleicht gelingt's uns doch, im Naschen
Ein süsses Beerlein zu erhaschen,
Die Welt, wenn es auch nicht so scheint,
Ist besser als der Böse meint.

M. EISELE & Co. KREUZLINGEN

TELEPHON 552

HAUPTSTR. 36

BAHNHOFSTR. 15

UNSERE SPEZIALITÄTEN SIND
EIGENFABRIKATE, DAHER AUS
ERSTER HAND ERHÄLTICH

**Spezialgeschäft für neuzeitlichen
Malerbedarf**

**FARBEN
MATERIALWAREN
DROGEN**

PARFUMERIE (EN GROS, EN DETAIL)

Dahin gehören vor allem die beiden Buschaden «Der Hochzeitsschmaus» 1921, und «Jochems erste und letzte Liebe» 1922, beide bei Staackmann; dazu hat der an scherzhaften Motiven unerschöpfliche Hans Witzig die Zeichnungen beigezeichnet, und Dichter und Künstler haben erstaunlich verständnisvoll zusammengearbeitet. Wie bei dem grossen Vorbilde wird hier der Lebensernst hinter komischer Maske versteckt, und wie Busch findet Huggenberger für manchen klugen Gedanken die glückliche Form, die leicht ins Ohr fällt und haften bleibt. Dafür einige Beispiele:

Schön ist die Resignation,
Allein man hat nicht viel davon.

Man kann mit grossen Augenblicken
Des Lebens Kleinheit überbrücken.

Das übelste von allen Uebeln
Ist, wenn man Musse hat, zu grübeln.

Besonderer Erfolg war den humoristisch-satirischen Mundartgedichten «Oeppis us em Gwunderchratte» und «Stachelbeeri» beschieden, in denen Huggenberger schweizerische Sitten und Unsitten, Zeit- und Streitfragen, allerlei Meinungen und Menschlichkeiten mit Witz und Behagen aufs Korn nimmt. Wie sehr diese Kost seinen Landsleuten behagt, beweisen die sich rasch folgenden Auflagen: das erste hat seit 1923 das 30., das zweite im Erscheinungsjahr 1927 das 15. Tausend erreicht. Erschienen sind beide bei Sauerländer.

Derselbe Verlag hat eine Reihe Lustspiele und Schwänke unter seine Obhut genommen, mit denen der Dichter die aufblühende schweizerische Mundartbühne bereichert hat, und unter denen die vielgespielte Bauernkomödie «Dem Bollme si bös Wuche» besonders genannt sei. Sie ist nach der Novelle «Peter Wenks Heimsuchung» gearbeitet und durch lebensvollen Dialog wie durch sichere Charakteristik, besonders der Hauptfigur, des «eingebildeten Kranken», ausgezeichnet.

Sollte ein Dichter mit so reicher und einfacher Phantasie wie Huggenberger nicht auch der Jugend manches zu sagen haben? In der Tat hat sie ihn längst entdeckt, und auch auf diesem Boden geht ihm eine gesunde Saat auf. Seine wertvollsten Gaben sind die beiden Sammlungen «Aus meinem Sommergarten», 1917 bei Huber, und «Chom mer wänd i d' Haselnuss!», 1924 bei Sauerländer erschienen; in den Bilderschmuck haben sich Künstler wie Karl Itschner, Ernst Kreidolf, Rudolf Mürger, Otto Marquard, Hans Witzig u. a. geteilt. Die erste enthält Erzählungen und Gedichte in der Schriftsprache, die zweite fast ausschliesslich Mundartliches, darunter zwei kindertümliche Szenen.

Huggenberger bleibt auch hier seiner Art und seinem Stoffgebiet treu, ob er von seinen Bauern und ihren Stallgenossen erzählt, oder von dem köstlichen Igel Hechelborst, von Meister Reineke und dem Raben, oder von den wandernden Blumen und von der Rose Friedeblüth. Nur dass hier seine Fabulierlust und sein nie versiegender Humor ganz auf den kindlichen Ton gestimmt sind, und die beiden frohen Kinderbücher zu lieben Gefährten unserer Jugend machen.

So schreitet unser Dichter und Bauer den kleinen Kreis seines Wirkens aus und hat sich so darin eingelebt, dass ihn keine Lust ankommt, seine Grenzen zu überschreiten und in Nachbarreiche einzudringen, die ihm fremd sind. Ob dieser Kreis auf die Dauer nicht zu eng wird? Keine Sorge, die kleinste Welt ist unerschöpflich für den, der das Auge dafür hat, das bescheidenste Leben hat tausend Möglichkeiten für seine Entwicklung. Von Lebensfragen und Schicksalswirren ist die Luft überall erfüllt, wo gesunde Kraft und natürliche Sinnlichkeit noch nicht abgestorben sind, und auch diese einfachen Menschen müssen sich damit abfinden; man denke nur etwa an den Risten-Sali, dem die Versuchung in Gestalt einer schönen Heuerin naht. Sollte aber Huggenberger auch einmal einen Schritt in neues Land tun, eines ist gewiss: er wird sich selbst nie untreu werden. Denn das ist das Grösste und Liebenswertigste an diesem Dichter, dass er uns überall als derselbe erscheint, in seiner Dichtung wie in seinem Leben, in seiner körperlichen wie in seiner geistigen Erscheinung, und dass wir stets das Gefühl haben: er kann nicht anders sein, als gerade so, wie er sich zeigt. Mit seiner Umgebung ist er durch und durch verwachsen, er gehört zu ihr wie der Vogel zum Wald. Er könnte von ihr reden wie der Dölfi Spleiss in «Die heimliche Macht» von seinem heimatlichen Bach: «Wenn ich tausend Stunden weit von hier auf einem Meerschiff stände, und ich wüsste, dass in dem weiten Wasser um mich ein allerwinziger Tropfen aus dem Eibenbach wäre, ich würde mich sogleich ein wenig daheim fühlen.» So wird er der natürliche Mund seiner kleinen, bescheidenen Welt, durch den sie ihre Seele offenbart. Und niemand hat ihn zu dem gemacht, was er ist, als er selbst, oder richtiger: er ist so gewachsen mitten in seiner Welt, wie die Frucht ihrer Felder und Bäume. Heute, wo er auf der Höhe des Lebens steht und seine sechs Jahrzehnte auf jugendstarken Schultern trägt, darf er mit stolzer Freude sein Lebenswerk überschauen, und er kann von ihm sagen wie vom Stelzenhöllein: «Es liegt so schön in der Sonne.»